

(Nachdruck verboten.)

19)

Eine Pilgerfahrt.

Von Johan Bojer.

Autorisierte Uebersetzung von Adele Neustädter.

Als Regina vor dem Hause stand, in dem die ganze erste Etage von einem großen Kolonialgeschäft eingenommen wurde, blieb sie einen Augenblick stehen und sah zum zweiten Stock hinauf. Dort hingen hinter den Fenstern freundliche, weiße Gardinen, und man gewahrte Blumentöpfe und blühende Rosen. Dort — dort hatte ihr Kind diese ganze Zeit hindurch gelebt, dort war es jetzt. Endlich sollte ihr Leiden aufhören — endlich!

Wie eine Trunkene wankte sie die Treppen hinauf, Klingelte, nahm sich gar nicht die Zeit, auszudenken, wie sie zu Werke gehen sollte, fand nur, es dauere eine Ewigkeit, bis das Dienstmädchen öffnete.

„Ist die gnädige Frau zu Hause?“

„Nein, sie ist ausgegangen.“

„Ist der Herr zu Hause?“

„Nein, er ist in Christiania.“

Ein schneller Entschluß durchslog Regina: „Da nehme ich es sofort.“

Und sie trat in den Korridor und sagte, während sie ihre Jacke aufknöpfte: „Ich will auf die gnädige Frau warten.“

Das Mädchen führte sie in ein großes helles Zimmer, wo die Luft etwas muffig war. Aber im nächsten Augenblicke hörte sie in dem anstoßenden Zimmer eine Kinderstimme.

Regina faßte sich einen Augenblick an die Brust, als sei sie dem Zerspringen nahe. Aber in der nächsten Sekunde stürzte sie zur Türe, öffnete sie, trat in ein großes Schlafzimmer, wo ein Mädchen sich an einem Tische mit Wäsche beschäftigte, und wo ein kleines Kind, das ein Kleidchen trug, auf dem Boden herumbalancierte.

Regina starrte es an, sagte allerlei zu dem Mädchen, beugte sich nieder und hob das Kind hoch, und begann dann plötzlich zu lachen, lachte wie eine Wahnsinnige, während sie am ganzen Körper zitterte. Sie drückte das Kind vorsichtig an sich und küßte es auf den Kopf, aufs Gesicht, aufs Haar — und während der ganzen Zeit lachte sie krampfhaft und wild, während die Tränen rannen und rannen. Das Kind begann zu schreien.

Das Dienstmädchen trat jetzt heran und faßte sie am Arm: „Was soll dies?“ sagte sie. „Sie dürfen das Kind nicht erschrecken. Geben Sie es her!“

Und als Regina es nicht losließ, rief das Dienstmädchen erschreckt: „Was wollen Sie mit dem Kinde — wer sind Sie? Sind Sie ganz verrückt?“

Aber Regina schob sie fort und lachte weiter.

„Lassen Sie mich los!“ sagte sie, „das ist mein Kind.“

„Ihr Kind! Aber sind Sie ganz von Sinnen! Geben Sie mir das Kind, hören Sie nicht, wie es sich ängstigt!“

„Ja, es ist wirklich mein Kind!“ sagte Regina und begann mit dem Kind hin und her zu gehen. „Sagen Sie mir, wie er heißt. Heißt er Olaf? Wenn er nicht Olaf heißt, so werde ich ihn umtaufen. Pst, pst, süßer Kleiner, mein Junge! Wie geht es Dir? Wie geht es Dir — D — D!“

Das Mädchen war jetzt fest überzeugt, eine Wahnsinnige vor sich zu haben und antwortete heftig:

„Er! — Er ist ja gar kein Knabe. Es ist ja ein Mädchen. Sie heißt Inga.“

Regina blieb plötzlich stehen, stierte sie einen Augenblick an und ließ das Kind dann plötzlich auf den Boden fallen.

„Was sagen Sie — ein Mädchen! — Wollen Sie mir das entreiben! . . . Ha, ha! Sie sagen also, es sei ein Mädchen!“

„Ja, sehen Sie doch selbst zu! — Aber in Herrgotts Namen, was wollen Sie eigentlich hier? Soll ich die Leute aus dem Geschäft heraufholen?“

„Nein, nein,“ sagte Regina leise und strich sich über die Stirn. Dann schloß sie die Augen und flüsterte: „Nein, ja so, es ist ein Mädchen. Entschuldigen Sie freundlichst. Ich werde gehen. Es war ein — ein Mißverständnis. Verzeihen Sie! Jetzt will ich sehen.“

Und sie ging langsam, wie im Schlaf, hinaus und begann sich die Treppen hinabzuschleppen.

XIX.

Gegen Mitternacht wanderte sie nach dem Hotel durch einen Park, in dem sie mehrere Stunden geseffen hatte. Es hatte geregnet, die Bäume erschlammerten in schwerem nassen Laub, und aus den erhitzten Straßen stieg ein nasser, schweißiger Geruch auf.

Ein Anschlag hatte ihren Kopf getroffen und eine Weile hatte sie halb ohnmächtig gelegen. Aber dann raffte sie sich wieder auf, denn sie wagte nicht liegen zu bleiben. — Etwas Dunkles folgte ihr und wollte sie fassen, falls sie liegen blieb, deshalb mußte sie aufstehen. Und sie faßte sich an den Kopf und sagte: „Dies ist vorüber. Damit war's nichts. Ja, es ist jetzt ganz vorüber — und ich muß weitergehen.“ Sie hatte ja noch einen Brief, es war kein Grund vorhanden, den Mut zu verlieren.

Und während sie ins Hotel geht, beginnt sie sich freudig und hoffnungsvoll über den Brief zu erregen. Uebermorgen würde sie in Ronsdalen sein, es würde nur eine herrliche Vergnügungsreise werden — und dann! Schon übermorgen würde sie ihr Kind ganz bestimmt haben.

Und sie verbringt eine neue Nacht allein in einem Hotel in einer fremden Stadt. Die Sonne geht früh auf, deshalb kann sie wohl nicht schlafen, vielleicht stören sie auch ein paar summende Fliegen, oder vielleicht denkt sie zu viel an Ronsdalen. Die Haut brennt, die Augen stechen, der Hinterkopf hämmert wie nach einem Schläge, die Augenlider sinken so schwer und müde, aber die Bilder, die vorüberziehen, sind zu mannigfaltig und lebendig. Weshalb werden Füße und Hände so heiß?

Wer noch seine Hände falten und sich in die Arme eines erlösenden Gebetes werfen könnte! Aber dann muß sie ja bereuen, und falls sie durch Gottes Willen die volle Vergebung ihrer Sünde durch Nichterlangung ihres Kindes erhalten soll. Das kann sie nicht. Nein, erst will sie dieses Kind finden, um dessen willen sie gesündigt hat, und dann — dann kann sie umkehren und ihre Schmerzen ausweinen.

Aber etwas Dunkles folgt ihr, es will sie packen, und um es in Abstand zu halten, muß sie hoffen und die glückliche Ueberzeugung haben, daß sie dieses Kind finden wird. Es hält die Verfolger in Abstand. Man darf nicht zurückblicken — nur vorwärts, vorwärts!

Und am nächsten Tage ist sie wieder auf der Reise.

Während das Schiff vor Jäderen in See sticht, sitzt sie auf dem Hinterdeck und hält sich krampfhaft an einem Eisengeländer fest. Sie bemerkt nicht, daß sie sekrank ist. Vielleicht kommt eine minder gute Nacht. Aber am nächsten Tage ist man in Bergen und dann fährt man lange Strecken innerhalb der Scheren in stillem Wasser. Es ist wirklich eine Vergnügungsreise. Die kahle dunkle Küste zieht mit tausend kleinen Inseln und Klippen vorüber, umschwärmt von Seevögeln. Senkrechte schwarze Berge erheben sich gen Himmel, hier und da erblickt man kleine Fischerhütten in einem grünen Gehege, durch das die Sonne vielleicht nie dringt, und am Fuße des Berges schaukelt ein kleines Boot am Laue.

Regina saß auf Deck, hatte eine kleine Reisemütze aufgesetzt und den Stragen des wollenen Capes hochgeschlagen. Diese finstere Natur hauchte eine seltsame Kälte aus und erregte unwillkürlich finstere Gedanken.

„Angenommen, Du reitest dieses Mal auch vergebens. Vermagst Du eine neue Enttäuschung zu überleben?“

Der Hals schien sich zusammenzuschließen und das Herz erschauerte.

Aber als man in die Bucht in der Richtung nach Molde glitt, brach ein klarer, heller Sommertag an, und alles erstrahlte wie in einer neuen Welt. Alle Passagiere standen am Reling und sahen sich um. Die breite Bucht lief mit lichten leichten Wellen dem freundlichen Strande zu. Die Laubhalden erfüllten die Luft mit frischem kühlen Duft. Höher oben erblickte man Schneegipfel, die am strahlenden Himmel erglänzten. Wasserfälle strömten aus Klüften und nahmen halbe Felsen in einem Saße. Und im Talgrunde lagen reiche Ortschaften zwischen Fichten- und Laubwald. Dann tauchte die kleine Stadt auf. Eine Menge von Villen

In einem Garten. In dieser Luft, in diesem schönen Sommer muß die Regina frischen Mutes werden!

Bei Tagesanbruch sah Regina im Kariol und fuhr schaukelnd zu dem Landmann, der den Brief gesandt hatte. Engländer trabten auf allen Straßen in Kniehosen, mit Ingekruten auf den Schultern und Zigarrenstummeln im Munde. Hier war großer Reiseverkehr mittels aller möglichen Fahrgelegenheiten, die Wege dampften unter Pferdehufen und Rädern.

Der Postillon kannte den betreffenden Mann. Und nach einer Stunde fuhr sie nach einem großen Bauernhofe ab, in dem das weißgestrichene Haus, der große rote Viehstall und der prächtige Garten Wohlstand verrieten. Der Landwirt stand in Hemdsärmeln im Hofraum, als Regina einfuhr. Ein wahrer Riese mit großem Vollbart und einer ganz kleinen Schirmmütze auf dem Schopfe einer dicken dunklen Haarmähne. Er hatte die Hände in den Taschen und einen Zigarrenstummel im Munde. Zuerst blickte er etwas verächtlich auf den kleinen Postillon, der sofort in dem grasbewachsenen Hofraum zu fressen begann.

Endlich trat er heran, küßte die Mütze vor Regina, die ausgestiegen war.

„Sind Fremde draußen?“ sagte er und nahm den Stummel aus dem Munde.

Als er hörte, wer sie sei, setzte er schnell eine wichtige Miene auf und steckte den Stummel wieder in den Mund. Dann wurde Regina in ein großes Zimmer geführt, indem eine Menge von Fliegen summt. Sie mußte sich aufs Sofa setzen, eine Frau brachte Milch und ein Glas — und dann begann der Großbauer, sich räuspernd, hin- und herzugehen.

Regina trank ein Glas der warmen Milch und begann ihn erwartungsvoll anzublicken. Er rannte auf und ab und begann auf den neuen Hardebovt loszuschimpfen. Kannte sie ihn? Ja. Jedenfalls mußte er aus dem südlichen Norwegen stammen. Aber er glaubte wohl, er könne mit selbständigen Bauern nach Belieben verfahren, he, he! Und der Großbauer trocknete sich den Mund und blickte sie lauernd an. Regina zwang sich verständnisvoll zu nicken.

„Ja so,“ sagte sie, „also so einer ist er?“ Der Großbauer bedurfte keiner größeren Aufmunterung, um sich über den Hardebovt zu verbreiten, über all seine Vergehen gegen selbständige Bauern. Regina erschien die Zeit endlos, und sie hörte nur obenhin, daß er jetzt beabsichtige über die Großnase etwas in die Zeitungen zu bringen.

Regina unterbrach ihn schließlich: „Meinten Sie ihn vielleicht in Ihrem Briefe?“

Der Mann blickte sie mit listigen Augen an, während er sich abmühte, seinen Stummel wieder anzuzünden.

„Ich habe nicht gesagt,“ sprach er, „daß er es ist. Aber Sie können ja versuchen, mich auszufragen, he he.“

Und jetzt setzte er sich neben sie aufs Sofa, während sein Stummel dampfte, und dann fuhr er mit der dunkeln, behaarten Hand, an der der eine Finger steif und gespreizt war in der Luft herum.

„Hören Sie nur zu Ende he, he! Aber ich habe es nicht gesagt. Ich weiß nichts.“

„Hat er einen Knaben, und hat er ihn aus der Entbindungsanstalt?“

„Das habe ich nicht gesagt!“ Und er lachte — fest überzeugt, daß er nicht zu denen gehöre, die sich verschwahren. Eigentlich konnte man ihn über nichts weiteres fragen.

Als Regina wieder im Kariol saß, folgte er ihr, fuhr wieder mit der Hand mit dem steifen Finger in der Luft herum, während die andere Hand den Zigarrenstummel hielt:

„Und wenn Sie ihn auf gerichtlichem Wege fassen können, so treiben Sie ihn tüchtig in die Enge, ordentlich in die Enge!“

Und er lachte und nickte ihr nach, küßte dann die kleine Mütze zum Abschied.

Regina war übel zu Mute. Welchen Dingen reiste sie eigentlich nach? Alles in allem hatte die Frau in Christianssand nur ihrem Bruder zu Leibe gehen und gleichzeitig Geld verdienen wollen. Und dieser hier erdachtete vielleicht die ganze Geschichte, um dem Hardebovt einen Schabernack anzutun. Sollte Sie sich dorthin bemühen? O ja, sie mußte wohl, es gab keinen andern Ausweg.

Der kleine Falbe schlenderte ruhig weiter, der Weg lief längs eines kleinen schäumenden Baches, der häufig durch dichte Laubheden verborgen wurde. Die Sonne begann zu sinken, die trodene warme Fichtenluft wurde durch kühle Luft-

strömungen der Vogelfirschen und des taubeschlagenen Grases abgelöst. Zur einen Seite lag die steile Berghalde, zur andern wogte die hügelige Landschaft mit kleinen Waldungen und Höfen, die der entgegengesetzten Berghalde zu lagen. Der Weg lag schon im Schatten, aber die Rückenschwärme spielten in der Sonne wie Goldfliegen. Der Kuckuck rief, die Schwalben schossen hin und her. Die grünen Wiesen wallten aus dem Talgrunde immer höher hinauf und stiegen schließlich so hoch, daß sie sich in der sinkenden Sonne röteten.

Als sie beim Hardebovt klingelte, behte sie voller Unruhe. Sie mußte hineingehen und doch zitterte sie vor dem Augenblicke, da sie wieder enttäuscht werden würde. Sie durfte nicht froh sein, wagte kaum zu hoffen.

Eine ältere blasse Dame mit weißer Haube auf dem Haare öffnete.

Regina machte ein möglichst unbefangenes Gesicht und fragte, ob die Dame ihr einen Bauernhof in der Nähe nennen könne, wo man Sommergäste aufnehme.

Die Frau erschien etwas verwundert, bat sie jedoch einzutreten. Regina wurde in ein großes helles Gartenzimmer geführt, mit offenen Türen nach dem Tale und dem Gebirge. Regina nannte ihren Namen und nachdem sie sich beide gesetzt hatten, erwähnte die andere mehrere Höfe, wo man Gäste aufzunehmen pflege.

Regina versuchte mit ihr darüber zu sprechen, dachte jedoch immerfort: „Was soll ich tun — bald muß ich gehen und was dann?“ Die alte Frau war freundlich und hatte ein gutes gewinnendes Gesicht. Die Stimme war so sanft und rein. Regina begann sich zu schämen, daß sie ihr diese Komödie vorspielte, und hatte Lust, sich ihr an den Hals zu werfen und alles zu erzählen. Da wurde sie daran verhindert, denn die Frau sagte, während sie sich die Augen strich: „Sie müssen entschuldigen, daß ich etwas ermüdet bin.“ Das hieß einfach: „Jetzt können Sie gehen.“

Regina stand unsicher auf. Da fügte die andere mit schwermütigem Lächeln hinzu: „Wir haben nämlich in der letzten Zeit die Nächte durchwacht.“

„Sol!“ rief Regina aus, fast atemlos.

Die Frau seufzte: „Ja, wir hatten ein kleines Kind und letzte Nacht starb es. Die Sommercholera ist ein schlimmer Gast.“

Und die Frau zog ihr Taschentuch aus einem seidenen Beutel und trocknete sich die Augen, während sie wehmütig lächelte.

Regina zwang sich aus alter Übung zur Ruhe und fragte in diskretem Tone: „War es vielleicht ein Entelkind?“

„Nein, das war es nicht.“

Regina streckte die Hand aus: „Besten Dank für die gute Auskunft. Hätte ich es gewußt, so hätte ich Sie selbstverständlich nicht belästigt.“ Und indem sie anscheinend sich zum Gehen bereitete, wandte sie sich plötzlich um und sagte: „Ja, ich habe selbst ein Kind an Sommercholera verloren. Wie alt war Ihr Kind?“

„O, nur ein paar Jahre.“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Sieger.

Skizze von Alfred Semerau.

Es war das letzte Haus im Dorf. Dort, wo das schmale, von schwankem Gras und dünnem, magerem Schilf eingefasste Fließ eine Wegung, beinahe einen Vogen machte, spiegelte es sich an klaren Tagen im Wasser — ein Bild des langsamem, aber stetig weiter-schreitenden Verfalls, der unaufhaltsamen Verödung.

Das niedrige Dach, wie bei den meisten Häusern im Dorf, mit Rohr und Schilf belegt; grüne Mooskolonien hatten sich auf ihm angeiedelt. Ehemals hatte ein Storchpaar oben auf dem Dache seine lustige Wohnung gehabt, und das ganze Dorf hatte damals gemeint, nun könne es den Vögeln nicht fehlen; aber die Störche kümmerten sich nicht im mindesten um sie, und unter dem Dach schrieb kein Erbe die Wände an. Vielleicht wäre, wenn er gekommen wäre, alles anders geworden. Nun erinnerte nichts mehr an die bereiteten Hoffnungen wie das leere Storchnest, das so gut gebaut war, daß es noch kein Herbststurm hatte herabfegen können, und das die beiden alten Leute immer von neuem daran mahnte, daß all ihre Arbeit nicht eignem Fleiß und Blut zugute komme.

Wie es vor fünfzig Jahren gebaut worden war, stand jetzt noch das Haus. Nur das allernotwendigste war gefestigt, um es instand zu halten, und es war ein Wunder, daß die Mauern sich noch aufrecht hielten. Der aus roten Ziegeln gebaute Waden hatte sich noch am besten gehalten, weil er aus dem dauerhaftesten Stoff

hergerichtet war, aber die Wände von den Ställen, die einst in leuchtendem Weiß geprangt hatten, waren vom Regen und Schnee, Wetter und Wind mitgenommen, abgebröckelt und schmutzig grau; durch den Schuppen, in dem allerlei Gerät stand, piffte der Wind und kam der Regen, obwohl der alte Bihler getrocknete Pappe am Dache und an den Wänden festgenagelt hatte, und die Scheunen waren so haufällig, daß selbst die Bäuerin jedes Jahr den Plan faßte, sie gründlich auszubessern, ein Plan, der allerdings nie zur Ausführung kam. Sie sah eben jedes Jahr von neuem, daß es auch so ging, und der Bauer behielt recht, wenn er sagte: „Es kostet nur Geld und ist unnüß!“

Man nannte sie weit und breit die reichen Bihler und erzählte sich allerlei Geschichten von ihren Schätzen. Jedes Jahr, hieß es, wenn die Blätter fielen, verschlossen Mann und Weib alle Türen im Hause und zählten die Taler, die Vieh, Ernte und Pacht ihnen gebracht. Je hundert kamen in einen Lederbeutel, und alle Lederbeutel wurden versteckt — niemand wußte wo. Unter den Dieben, meinte man, in der Erde — im Stall, in den Scheunen — jeder nannte einen anderen Verdächtigen.

Für wen sparten sie nur? Im Dorfe hatten sie eine Verwandte, eine Waise, die auf Tagelohn ging, ein mageres Weib mit harten, beinahe männlichen Zügen, die im seltsamsten Gegensatz zu ihrem unterwürfigen Wesen standen. Die Koal half den Bihler so gut wie anderen Leuten bei der Feldarbeit und dem Grasschnitt, aber ihre reichen Verwandten bezahlten ihr weniger als die anderen, vielleicht weil sie sich infolge der Familienzugehörigkeit dazu berechtigt glaubten, und die Koal keine höheren Forderungen stellte, weil sie auf ein Erbschaftsteil spezialisierte: Mal mußten doch die beiden Alten sterben!

Die reichen Bihler lebten wie die ärmsten Leute und taten, als würden sie aus Not nicht den nächsten Tag erleben; nur an den drei großen Feiertagen gönnten sie sich ein Stückchen Fleisch, und mit einem Pfund Kaffee reichten sie ein Vierteljahr, dreimal wurde jedes Lot gebrüht. Kam der alte Bihler vom Acker, so brachte er regelmäßig etwas mit, ein Stück Holz, ein altes zerbeultes Eisen, eine Hade, an der die Zähne fehlten, und alles wurde von ihm sorgfältig, als seien es Kleinode, im Schuppen untergebracht, wo es vermoderte und vom Rost zerfressen wurde. Jedes Bindfädchen wurde von dem Bauern gesammelt und jeder Nagel, als könne er auf diese Weise wenigstens einen Teil von dem einsparen, was ihm jedes Jahr die Reise nach Stottbus kostete, die er im Interesse guter Geschäfte machen mußte und von der er die teureren Pulver für die Bäuerin heimbrachte, die ihr gegen das Asthma verschrieben waren. Diese Pulver wurden in siedendes Wasser geschüttelt, den Dampf mußte die Bäuerin einatmen, und bei jedem Mal dachte der Alte unter einem tiefen Seufzer: „Jetzt sind wieder drei Groschen hin!“ Und wenn die fünfzehn Pulver alle waren, und die Bäuerin nach wie vor unter ihrem Asthma litt, sagte er: „Alles Klumkerei! Hätten das Geld lieber zu dem übrigen legen sollen. Stöhnst so wie sol!“

Jahrelang war es mit den haufälligen Scheunen so gegangen, da bedurfte doch die eine Torhölle entschieden einer Aufbesserung. Nachdem der Alte erst selbst einige Tage sein Heil versucht und umsonst Zeit und Mühe verschwendet hatte, machte er sich schmerzlichen Herzens zum Tischler Grafmud auf den Weg, fest entschlossen, erst ganz genau nach dem Preis zu fragen und dann ein gut Teil herabzuhandeln. Er hatte aber kein Glück, Grafmud war, wie Bihler merkte, übler Laune, und da er kaupte, der Bauer läme erst zu ihm, wenn er selbst nichts anzurichten könne, ließ er nicht mit sich feilschen, und Bihler mußte ihm alles bewilligen und noch froh sein, wenn er überhaupt kam.

Als der Bauer die Werkstatt verlassen wollte, stuzte er. Er sah einen Sarg in der Ecke der Tischlerei, und da ein solcher Anblick bei Grafmud nicht zu den alltäglichen gehörte, und Bihler von keinem Todesfall erfahren hatte, sah er fragend zu dem Tischler hin. Der zudte ärgerlich die Lippen, sagte aber kein Wort, bis Bihler dringlicher wurde. Und nun erfuhr der Bauer, daß der Sarg an Grafmuds übler Laune schuld war. Lettkas ältester Sohn lag todkrank, und der Arzt hatte keine Hoffnung mehr gegeben. Und um nicht erst zu dem teureren Stadttischler gehen zu müssen, hatten sie bei Grafmud zeitig einen Sarg bestellt, damit er nur zur rechten Stunde fertig würde. Wider Erwarten, wie dem Tischler zum Pöffen, hatte sich Lettkas Ältester wieder erholt, und nun hatte Grafmud den Sarg auf dem Halbe, denn Lettkas brauchten ihn nicht und wollten ihn auf keinen Fall.

„Da seht mal, Bihler, welch gute Arbeit! So solide, da kann ein Graf drei schlafen. Festes Holz! Fünfzöllige Bretter! Und all die Arbeit umsonst!“ Grafmud gab erbittert dem Sarg einen Fußtritt, daß es dumpf polterte: „Aber ich verklage sie, und der Kaiser soll sie teuer zu stehen kommen!“ Der Tischler hob drohend die Faust.

„Gericht, Gericht!“ Der Bauer schüttelte den Kopf: „Da gibts nur Kosten. Vielleicht werdet Ihr ihn anderweit los!“

„Wie kann ich denn das?“ brummte Grafmud. „Er ist doch nach Maß gemacht!“

Nun wußte Bihler auch nicht mehr, was er dem Tischler zum Trost sagen könnte. Endlich fiel ihm etwas ein: „Vielleicht stirbt einer, der so groß und breit ist wie der Lettkas-Wilhelm!“

„Vielleicht — vielleicht!“ Der Tischler blinnte den Bauern höhnisch an. „Vielleicht fällt extra einer vom Himmel, der reinknapt. Kauft Ihr ihn doch, dann bin ich ihn gleich los!“

„Ich?“ Bihler mußte sich mühsam fassen. „Wie kommt Ihr darauf? Wozu sollte ich ihn brauchen?“

„Denkt Ihr etwa ewig zu leben, und die Bäuerin wird doch auch mal sterben. Da habt Ihr weiter keine Umstände mit dem Sarg!“ lachte Grafmud.

Auf dem Heimwege dachte der Bauer wider Willen an die Worte des Tischlers. Der Sarg war wirklich solide und fest, man brauchte sich seiner nicht zu schämen — fünfzöllige Bretter — stärkere bekam man in der Stadt auch nicht. Und dann, was den Ausschlag gab, der Sarg würde billig sein. Grafmud mußte froh sein, wenn er ihn überhaupt los wurde. Da konnte man wirklich ein gutes Geschäft machen. Und passen würde der Sarg schon. Nur schlau anfangen mußte man es, um den Sarg wohlfeil zu bekommen.

Als am nächsten Tag Grafmud wegen des schadhaften Torflügels kam, begann Bihler nach mancherlei Umschweif auf das zu kommen, was ihn bewegte. Er drückte sich aber so dunkel aus, daß der Tischler ihn nicht verstand. Endlich entschloß er sich, gerade auf das Ziel loszugehen. „Wieviel wollt Ihr denn für den Sarg haben, Grafmud?“ fragte er nach einigen überleitenden Worten.

Der Tischler sah überrascht von seiner Arbeit auf: „Wollt Ihr ihn denn kaufen, Bihler?“

„Vielleicht, wenn Ihr nicht zu teuer seid — zehn Mark würde ich geben!“

„Ihr seid wohl verrückt, Bihler? Die Bretter kosten schon mehr, und für die Arbeit soll ich nichts haben?“ Grafmud hobelte an dem Brett weiter, das er in den Torflügel einsehen mußte.

Nach einer Weile fragte der Bauer: „Nun, wieviel wollt Ihr denn haben?“

Der Tischler überlegte, ohne in seiner Arbeit innezuhalten; dann sagte er: „Dreißig Mark — weil Ihr es seht!“

Bihler fuhr wie von einem Schläge getroffen zurück und ging ins Haus, ohne ein Wort zu sagen. Als Grafmud sich sein Geld holte, sagte er mit kräftigem Kopfschütteln: „Dreißig Mark — nie! Fünfzehn würde ich geben.“ Er sah den Tischler fragend an. Der schnitt nur eine Grimasse und antwortete nicht.

Als er gegangen war, ärgerle sich der Bauer: fünfzehn Mark waren auch zu wenig. Zwanzig Mark könnte er gut geben. Da machte er noch immer sein Geschäft. Wenn nun einer starb, dem der Sarg paßte, oder wenn nun einer wie er ihn für die Zukunft kaufen wollte, ihm durfte niemand zuvorkommen. Bihler ging zu Grafmud und machte ihm sein neues Angebot. Der Tischler zeigte keine Lust, darauf einzugehen, er wollte seine runden dreißig Mark. Der Bauer fluchte innerlich über diesen habgierigen Kerl, aber mehr zu bieten, konnte er sich nicht entschließen. Der Gedanke an den Sarg verließ ihn aber nicht. Wenn er hörte, daß jemand im Dorfe schwer erkrankt war, zitterte er förmlich: Nun kommt dem der Sarg zugute, dachte er ingrimmt. Und als der alte Mplan gestorben war, trieb es ihn zu Grafmud hin, er mußte sich überzeugen, ob er nicht etwa den Sarg, verkauft hätte. Er atmete auf, als er ihn nach wie vor in der Ecke sah.

Eines Tages erschien der Tischler bei Bihler, er brauche Geld und wollte den Sarg für fünfundsanzwanzig Mark verkaufen. Jetzt weigerte sich der Bauer: Mehr wie zwanzig gäbe er nicht. Grafmud schlug auf den Tisch, daß Bihler zusammenfuhr, und fluchte, daß der Bauer ihn austrabe — aber er willigte ein, er mußte nachgeben.

Wie eine kostbare Beute schleppte Bihler den Sarg nach Hause, sein faltiges Gesicht leuchtete ordentlich vor Sonne, und die Künzeln verschwanden beinahe vor lauter Freude. Als die Bäuerin ihn kommen sah, ließ sie die Eimer voll Wasser, die sie nach dem Stall schleppen wollte, fallen, daß eine große Lache entstand. Der Bauer mußte verrückt geworden sein, anders war es nicht möglich. Schnaufend und stöhnend entlud sich Bihler seiner Last und indes er sich die Schweifstropfen von der Stirn wusch, erzählte er von dem guten Geschäft. Die Bäuerin fand keine Worte, sie vermied es ängstlich, den Sarg anzusehen. Der Bauer sagte, da er sah, daß er nicht das erhoffte Verständnis für den glänzenden Kauf fand: „Er wird einst mir oder Dir dienen, wir sparen manchen Taler später — und vorläufig kann man ihn als Kasten benutzen. Er macht sich schon bezahlt.“

Mit der Zeit gewöhnte sich die Bäuerin an den sonderbaren Anblick. Der Sarg fand seine Unterkunft in einer Kommer neben der Küche und wurde nach Kräften ausgenüßt; man padte Kartoffeln, Zwiebeln, Meerrettig und Gurken in ihn hinein. Es war wirklich nur eine Kiste mehr im Hause. Doch eines unbehaglichen Gefühls wurde die Bäuerin nicht ledig, wenn sie den schwarzen Deckel zurückklappte, um eine Handvoll Zwiebeln herauszuholen. Ihr war immer, als sei der Tod im Hause und lauere nur auf die günstige Gelegenheit, sein Opfer zu paden. Ihr Widerwille gegen den Sarg wuchs immer mehr, am liebsten hätte sie ihn zerhackt und ins Feuer geworfen, und der Bauer mußte schließlich, was im Sarg steckte, selbst holen. Allmählich begann sich der Widerwille der Bäuerin auch ihm mitzuteilen, und eines Tages schleppte er ihn, um ihn nicht stets vor Augen zu haben, nachdem er ihn seines Inhalts entledigt, auf den Boden, wo er mit Meerrettig gefüllt wurde, den man nicht hatte absehen können.

Anfang September begann ganz unermutet starker Regen zu fallen bei grauem Himmel und kaltem Wind, wie wenn schon der Winter begänne. Und der Bauer fuhr eilig auf seinem größten Kahn bis Leipe, wo noch ein Heuschöber stand, der noch, ehe er durchnäßt war und der Fäulnis preisgegeben, unter Dach gebracht werden mußte. Der Bauer verlor ihn, brachte ihn noch halbtrocken heim,

musste sich dann aber legen. Ein starkes Fieber schüttelte ihn und warf ihn aufs Bett. Die Bäuerin versuchte alle Hausmittel, nichts half. Sie wollte die Koal in die Stadt zum Arzt schicken, da raffte sich der Kranke auf zu kräftigem Widerspruch. Wenn's schon gestorben sein mußte, konnte man den teuren Arzt sparen. Gut, daß man schon den Sarg hatte! Dieser Gedanke gewährte dem Kranken einige Erleichterung. Aber sonderbar, daß er, der fünf Jahre jünger wie die Bäuerin war, zuerst sterben mußte. Dagegen empörte er sich und mit zäher Gewalt klammerte er sich an das Leben. Er wollte nicht sterben, die Reize war nicht an ihm. Die Bäuerin aber stieg am zweiten Tage der Krankheit hinauf zum Boden und nahm den Meerrettig aus dem Sarg. Man brauchte ihn jetzt und sie ließ den Dedel am Boden, damit der Sarg auslüfte.

Ihre Mühe war aber umsonst. Dank oder trotz der mannigfachen Hausmittel starb Bisker nicht, seine starke Natur half ihm, nach acht Tagen stand er auf. Als er auf dem Boden den leeren Sarg sah, lächelte er höhnisch und packte den Meerrettig wieder hinein: er lebte noch und wollte noch lange leben. Er erholte sich schnell und konnte wie alljährlich seine Reise nach Kottbus machen. Die Pulver, die er heimbrachte, halfen noch weniger der Bäuerin als sonst. Man konnte ihren Husten schon hören, wenn man vor der Tür war, die Atemnot nahm zu, und sie glaubte oft, ersticken zu müssen. Jetzt bereute sie es, daß sie, als die Wasser die Wiesen zu überschwemmen begannen, durch das feuchte Grün gestapft war und sich nicht in acht genommen hatte. Die Reue kam aber zu spät. Eine Lungenentzündung raffte sie in wenigen Tagen dahin.

Die Koal kam und wusch die Bäuerin, kleidete sie an und wollte sie in den Sarg legen. Das ging aber nicht an. Die Bäuerin war etwas zu breit. Die Koal meldete es Bisker. Der fuhr sie zornig an: „Paßt nicht, paßt nicht! Ich hab' das Geld doch nicht gestohlen, dumme Gans!“

Er kam selbst, rührte und rüdte die Bäuerin. „Verzeih'!“ brummte er, „aber es muß sein,“ und nun drückte er sie mit sanfter Gewalt hinein. Es ging nicht gut, aber es ging doch. Er faltete ihr die Hände über der Brust und legte ihr den Kopf zurecht. —

Am zweiten Tage setzte sich der Leichenzug in Bewegung, das halbe Dorf nahm teil an ihm. Im ersten Kahn lag der Sarg, und langsam fuhr er dahin, fließ auf, fließ ab zum Kirchhof nach der Stadt; im zweiten saß die Koal, der alte Bisker ruderte, er war im Feiertagsstaat. Aufrecht stand er, nur wenn er das Ruder ins Wasser stieß, neigte er sich ein wenig vor. Seine grauen Augen blieten ernst, aber um seine schmalen, zusammengeprenten Lippen schien ein leichtes Lächeln zu zuden — wie es für ihn selbstverständlich gewesen war und wie es nach gesundem Menschenverstand hätte gesehen müssen: er war Sieger geblieben. —

Kleines feuilleton.

do. Pomadig. — „Wenn so wat in meine Familie vorkommen tät, wäre id gleich Feuer und Flamme,“ sagte Kohlenhändler Schwarz im Laufe einer Unterhaltung. „Det kommt davon, dat Du mit Kohlen und frischen Kien handelst, Willem. Id laß mir davon nicht ufregen, dazu bin id stille zu pomadig,“ erwiderte Schuster Pech. „Det wird schonst alles wieder ins Lot kommen.“

Was Schuster Pech meint, weiß jeder. Er will sagen, daß viel dazu gehört, ihn aus seiner Ruhe und Gemütsruhe herauszubringen, daß er den Vorkommnissen, derentwegen andere in Aufruhr geraten, gleichgültig gegenübersteht. Alles ganz schön und gut. Was hat das aber mit der Masse zu tun, womit der Verschönerungsrat die widrigsten Vorsten in eine herzbezwingende Prachtstolle verwandeln kann? Kommt es vielleicht daher, daß die meisten Pomadenhengste im Grunde ihrer Seele wahre Jammerlappen sind und jedem dreifachen energischen Widerstande feige aus dem Wege gehen? Keineswegs. Pomade bleibt Pomade, stammt ursprünglich vom italienischen pomata, und heißt so, weil einer ihrer Hauptbestandteile von dem Apisapfel (pomo) genommen ward.

Da wir also an dem romanischen pommade keinen Anhalt finden, müssen wir uns schon bequemen, uns zu unseren östlichen Nachbarn, den Slaven, auf den Weg zu machen. Und in der Tat finden wir hier die richtige Auskunft. Im Russischen bedeutet malui klein, gering, die sächliche Form von diesem Wort heißt malo, wenig. Die Nebenart malo-po-malo, die im Polnischen und Czechischen ähnlich lautet, bedeutet so viel wie das französische peu à peu, das plattdeutsche litt bi litt, das hochdeutsche nach und nach. Im Bairisch-Oesterreichischen trifft man auch die richtigeren Formen pomale, pomali an, aus denen sich dann die Form pomadig entwickelte und weiterhin, weil das Vorstellungsvermögen hieran bald keinen Anhalt mehr fand, pomadig gemacht wurde.

Wohin übrigens das Volk in seinem Streben nach Anlehnung an bekannte Wörter geraten kann, sieht man daran, daß bei dem Worte pomale nicht nur die Pomade hat herhalten müssen, sondern daß der Sachse dabei sogar an Bohmöl (Baumöl) gedacht hat, indem bei ihm mancher bohmlig zu Werke geht. —

— Ueber Schallgefäße in dänischen Kirchen hielt Dr. phil. Mædprang in der archäologischen Gesellschaft in Kopenhagen vor kurzem einen Vortrag. In der Strandby-Kirche bei Løgstør in Jütland fand man vorigen Sommer während der am Dache vorgenommenen Arbeiten eine Reihe großer, in der Mauer angebrachter

irdener Töpfe. Die Sitte, in den Kirchen solche Schallgefäße anzubringen, war ja außerhalb Dänemarks allgemein verbreitet. In Dänemark hat Dr. Mædprang, der über diesen Gegenstand sorgfältige Untersuchungen angestellt hat, nur in neun alten Kirchen solche Gefäße gefunden. Dieselben sind zwar auf verschiedene Weise, jedoch immer im Chore, entweder in der Mauer oder der Wölbung desselben angebracht und wenden immer die Mündung gegen die Kirche. Gewöhnlich sind sie offen, nur einzelne Stellen mit einem hölzernen Dedel, mit oder ohne Löcher, versehen. In der Regel sind sie leer, nur in einem der in der Strandby-Kirche gefundenen Gefäße entdeckte man ein Stück eines Schaffschädels, der wahrscheinlich von einem Vogel dort hingeschleppt worden war. In mehreren der Gefäße in der Frauenkirche in Svendborg auf Fünen wurde Asche gefunden. Am besten sind die Töpfe in der Odumkirche zwischen Aarhus und Randers in Jütland bewahrt. Sie sind dort, wie überall, nur im Chore angebracht und gleichzeitig mit der Aufführung der Mauer eingesetzt. Dieser Punkt ist von Wichtigkeit. Die neun Kirchen, in welchen man die Schallgefäße findet, rühren nämlich alle von der romanischen Zeit her, woraus herborgeht, daß die Sitte schon sehr früh in den südlichen Ländern, aus welchen man in Dänemark die Kirchenbaukunst erhielt, verbreitet war. Bisher hat man in Deutschland nur wenige solcher Fälle gekannt (Burgfelden in Württemberg und eine kleine Kirche in Bayern), und man hat daher gemeint, daß die Sitte erst anlässlich der durch die Gotik hervorgerufenen Bauberänderungen eingeführt worden sei. Uebrigens findet man Schallgefäße auch in vielen anderen Ländern Europas, doch sind sie auf andere Weise als in Dänemark angebracht. Mit den ältesten Kirchen (besonders derjenigen von Burgfelden) ist die Wehlichkeit am größten.

Vetrossend den Zweck dieser Gefäße hat man verschiedene Erklärungen gegeben. Der Umstand, daß sie nur im Chore angebracht sind, scheint die Möglichkeit, daß sie der Ornamentik der Kirchen gebient haben oder, wie viele annehmen, die Feuchtigkeit von den Gemälden ableiten sollten, völlig auszuschließen. Im Reliquien darin zu verwahren, sind sie auch nicht geeignet, und die wahrscheinlichste Erklärung dürfte daher sein, daß diese Gefäße dazu bestimmt waren, den Gesang zu verbessern und den Laut zu verstärken. Natürlich ist eine solche Annahme ganz irrtümlich, indem nur einzelne Töne dadurch gestärkt werden, wodurch der Gesang im Gegenteil nur verschlechtert wird. Daß man jedoch mit den Schallgefäßen eine solche Meinung verbunden hat, ist eine historische Tatsache und geht aus einem vom Direktor eines Klosters in Mey im Jahre 1432 ausgestellten Befehl hervor, in welchem ausdrücklich angeordnet wird, irdene Töpfe für den genannten Zweck in die Mauer einzulassen. Die Klosterchronik fügte jedoch später hinzu, diese Veranstaltung habe ihren Zweck nicht erfüllt und nur Gelächter hervorgerufen. — („Gloss.“)

Medizinisches.

hr. Wasserbehandlung bei Fleischsucht. Wasseranwendungen sind bei Fleischsucht schon lange im Gebrauch, vor allem die Stahlbäder, bei welchen aber neben dem Eisen der Kohlen-säuregehalt wirksam ist. Bäder sind überhaupt bei der Fleischsucht von Nutzen, seien es nun einfache Bäder oder Salz-bäder. Auch systematische Kaltwasserkuren sind vielfach mit Erfolg bei Blutarmut gebraucht worden. Neuerdings werden Dampfbäder mit nachfolgenden kalten Abwaschungen vielfach angewendet. Die Wirkung der Wasseranwendungen bei Fleischsucht ist so zu erklären, daß die Anregung der Haut auf die Blutbildung von Einfluß ist. Im Sanatorium Veelitz hat man jüngst vergleichende Versuche angestellt, welche Heilwirkungen kräftiger sind, diejenigen der Wasserprozedur oder die alte Methode der Eisenbehandlung der Fleischsucht, indem man eine Anzahl Patienten mit Dampfbädern, eine andere mit Eisen behandelte und hierauf die Blutbeschaffenheit untersuchte. Es ergab sich, daß beide Methoden zum Ziele führen. Die Bäder vermehrten die Zahl der roten Blutkörperchen rascher, dagegen hebt das Eisen mehr das Körpergewicht. Die Kopfschmerzen, die Schwäche und das Herzklopfen verloren sich rascher unter der Bäderbehandlung. —

Humoristisches.

— Scheinbarer Widerspruch. „Ich sag' Dir, Emma, so eine Vernunfttheirat ist immer das Beste — folg' mir, sei gescheit!“

„D mein, Mutter — so dumm bin ich nicht!“ —

— Selbsttäuschung. Du glaubst nicht, Mama, wie unmusikalisch unsere heutigen Gäste sind! Ich hab' eben etwas gespielt aus dem „Lohengrin“ — und niemand hat's erlannt! —

— Unterschied. Drogist (dem Lehrling die Vorräte zeigend): „Wir haben hier also vier Sorten Honig: im ersten Glase ist feinstער Bienenhonig, im zweiten reiner Bienenhonig, im dritten Bienenhonig und im vierten — Honig!“ —

— Bevorzugung. Bauer: „Sie, könnt'n S' mir net an'n Advokat'n verrat'n?“

Dienstmann: „D ja — hier sind zwöf! . . . Was wollen Sie denn für einen?“

Bauer: „No, den größer'n halt!“ —

(„Fliegende Blätter.“)